

Katharina von Kellenbach, *The Mark of Cain: Guilt and Denial in the Post-War Lives of Nazi Perpetrators*. Oxford University Press, Oxford/New York 2013. 287 Seiten. Gb. USD 34,65.

Wer dieses Buch liest, muss sich auf erschütternde Einsichten gefasst machen. Auch diejenigen, die schon mit vielen Aspekten des NS-Terrorregimes vertraut sind, werden darin Neues erfahren – Neues und Verstörendes. Katharina von Kellenbach, Professorin für *Religious Studies* am *St. Mary's College* in Maryland/USA, legt mit dieser Untersuchung Ergebnisse mehrerer Forschungsaufenthalte in verschiedenen Ländern vor. Da sie selbst aus Deutschland stammt, konnte sie das Archivmaterial in der Originalsprache auswerten. In ihrem Vorwort legt sie offen, dass ihr Forschungsinteresse auch aus persönlicher Betroffenheit resultiert: Ihr Onkel Alfred Ebner war als stellvertretender Gebietskommissar der SS verantwortlich für das Massaker an den Juden in der ukrainischen Distrikthauptstadt Pinsk, das zwischen dem 29. Oktober und dem 1. November 1942 stattfand. Innerhalb von drei Tagen wurden durch Erschießungen etwa 30.000 Menschen ermordet – hauptsächlich Frauen und Kinder. Eindrücklich schildert von Kellenbach, wie sie zu Beginn der 1970er Jahre im Alter von etwa zwölf Jahren durch Gespräche am Familientisch andeu-

tungsweise von diesem schrecklichen Geheimnis erfuhr. 1962 wurde ihr Onkel verhaftet; es folgten mehrere Prozesse und Freilassungen auf Kautions, bevor die Strafverfolgung schließlich 1971 wegen angeblicher medizinischer Bedenken eingestellt wurde. Das junge Mädchen konnte sich nicht vorstellen, wie ein einziger Mensch dazu im Stande sein sollte, ein so ungeheuerliches Verbrechen zu begehen, und sie begriff nicht, wieso der Täter unbehelligt blieb, obwohl er sich im Kreis der Familie offensichtlicher Gesundheit erfreute. Ihre Fragen blieben unbeantwortet – bis sie sich als erwachsene Frau bewusst ihrem Familienerbe stellte.

Wenn jemand mit der Schandtats eines Angehörigen (Hier und im Folgenden wird bewusst auf inklusive Sprache verzichtet und die maskuline Form verwendet, weil die Täter, um die es bei diesen Verbrechen geht, ganz überwiegend männlich waren.) konfrontiert wird, die jedes normale Maß übersteigt, dann gerät er oder sie in ein Dilemma: Die grundlegende Solidarität mit den eigenen Vorfahren steht im Konflikt mit der noch grundlegenden Stimme des Gewissens. In dieser Situation sind drei unterschiedliche Reaktionen möglich: *entweder* Loyalität mit den Angehörigen – um den Preis der Verdrängung von Schuld; *oder* Dissoziierung von der eigenen Familie – um den Preis der Verleugnung der Identität. Die *dritte Mög-*

lichkeit besteht in dem mühevollen Versuch, sich der familiären Vergangenheit zu stellen und diese Last in Würde zu tragen. Dieser Weg wird von den wenigsten der Betroffenen beschritten. Katharina von Kellenbach hat ihn gewählt. Ihr Buch legt eindrucksvoll davon Zeugnis ab, wie weit er führen kann. Die Veröffentlichung ist inspiriert von einer Reise, welche die Verfasserin im Jahr 2002 an den Ort des Schreckens in Weißrussland unternommen hat – gemeinsam mit einer jüdischen Familie, die dort auf den Spuren ihrer Vorfahren unterwegs war. Wenn sich Nachkommen von Opfern und von Tätern gemeinsam an die Geschichte erinnern, dann kann die Zukunft verantwortlich gestaltet werden. Katharina von Kellenbach widmet ihr Buch „dem Angedenken an die Juden von Pinsk“ (Übersetzung aus dem Amerikanischen hier und im Folgenden J.K.).

In acht Kapiteln setzt sie sich mit den unterschiedlichen Facetten ihres Themas auseinander: Im einleitenden Kapitel „Das Zeichen des Kain“ entfaltet sie ihre These, dass das Kainsmal (vgl. Gen 4,15) als Symbol für einen glaubwürdigen Umgang mit Schuld dienen kann: Es reicht nicht aus, Schuld „bedingungslos“ zu vergeben (so wie es in der christlichen Theologie jahrhundertlang verkündet worden ist), sondern Vergebung hat die *Reue* der Täter zur Voraussetzung. Wenn Schuld an Menschen begangen wurde, dann kann Gott nicht ein-

fach an ihrer Stelle vergeben, sondern die Versöhnung muss die *Opfer* mit einbeziehen. Eine Wahrnehmung für die Perspektive der Opfer und echte Betroffenheit über das ihnen zugefügte *Leid* ist auf Seiten der Täter notwendig, damit Schuld aufgearbeitet werden kann. Das Kainsmal steht für einen *offenen Umgang* mit der begangenen Schuld: der Täter muss dauerhaft mit ihr leben – und bekommt dennoch die Chance auf einen Neuanfang zugesichert.

Dass genau dies bei den Nazi-Verbrechen nicht geschehen ist, belegt von Kellenbachs Buch auf bestürzende Weise. Im zweiten Kapitel unter der Überschrift „Schuldbekennnisse und Amnestieforderungen“ setzt sich von Kellenbach mit der Rolle der Kirchen unmittelbar nach Kriegsende kritisch auseinander: „Predigten und Gesprächskreise in Internierungslagern bedienten ebenso wie offizielle kirchliche Verlautbarungen die gefährliche Vorstellung von ‚Kollektivschuld‘, indem sie die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen betonten und ein diffuses Gefühl von gemeinsamer Schuld vermittelten, welches den einzelnen Tätern ermöglichte, ihre persönliche Verantwortung zu verleugnen. Diesen frühen Debatten über die Schuldfrage lag die unausgesprochene Erwartung zugrunde, dass aus jedem Schuldbekennnis der Anspruch auf Vergebung und auf Befreiung von der Last der Vergangenheit resultiert. Auf das berühmte

„Stuttgarter Schuldbekennnis‘ folgte das weit weniger bekannte (tatsächlich geheime) ‚Memorandum der Evangelischen Kirche in Deutschland über die Frage der Kriegsverbrechertribunale vor amerikanischen Militärgerichten‘, worin das Internationale Militärgericht in Nürnberg als ‚Siegerjustiz‘ verunglimpft und die sofortige Freilassung aller Gefangenen im alliierten Militärgefängnis in Landsberg am Lech gefordert wird“ (28).

Im dritten Kapitel „Glauben unter dem Galgen“ werden die letzten Worte analysiert, die verurteilte Kriegsverbrecher sprachen, unmittelbar bevor die Todesstrafe an ihnen vollstreckt wurde. Diese Exekutionen wurden unter amerikanischer Militärregierung in Landsberg in den Jahren zwischen 1945 und 1951 durchgeführt und betrafen insgesamt 285 Personen. Unter den dokumentierten letzten Worten finden sich nur drei Beispiele, in denen Bedauern über die begangenen Taten zum Ausdruck gebracht wird – alle drei stammen nicht von NS-Verbrechern, sondern von gewöhnlichen Kriminellen. Die Nazi-Täter starben im ungebrochenen Glauben an ihre eigene Unschuld mit dem militaristischen Gestus des Heroismus. Unterstützt wurden sie dabei durch Gefängnispfarrer, die ihnen bis zuletzt beistanden und um den „Frieden ihrer Seele“ bemüht waren. So erklärte etwa Hans Hermann Schmidt, stellvertretender Kommandeur im Konzentrationsla-

ger Buchenwald, vor seiner Hinrichtung: „*Colonel*, ich nutze diesen Moment, um mit allem Nachdruck gegen den Schuldspruch zu protestieren, der dieser Todesstrafe vorausgeht. Vor dem Angesicht Gottes, in dessen Gegenwart ich im nächsten Augenblick stehen werde, bekenne ich, dass ich unschuldig bin an den Verbrechen, für die ich verurteilt werde. Ich erkläre, dass ich nichts anderes getan habe, als was Sie, *Sir*, eben jetzt tun: Ich habe Befehle ausgeführt, die mir rechtmäßig zuteil geworden sind. Ich sterbe als einer der letzten Todeskandidaten in Landsberg. Ich sterbe unschuldig“ (71).

Das vierte Kapitel vergleicht unter der Überschrift „Gereinigt durch Schuld?“ den Lebensweg von Oswald Pohl, einem hochrangigen General der Waffen-SS, der für die wirtschaftliche Organisation sämtlicher NS-Lager verantwortlich war, mit dem Schicksal von Klara Pförtsch: Sie ist die einzige Person in der Untersuchung von Kellenbachs, bei der die Unterstützung eines Gnadengesuchs durch den Gefängnispfarrer abgelehnt wurde, da sie als „wahre menschliche Bestie“ galt (97). Es ist wohl kein Zufall, dass es sich hier um eine Frau handelt, denn weibliche Gewalttätigkeit war eine Ausnahme und erregte besonderen Anstoß. Pförtsch wurde 1936 als Mitglied einer kommunistischen Widerstandsgruppe mehrmals verhaftet und blieb bis zum Kriegsende in den Konzentrati-

onslagern Ravensbrück, Auschwitz und Dachau interniert, wo sie jeweils als Lagerälteste fungierte und dabei auch gegen Mithäftlinge brutal vorging. 1945 zunächst befreit, wurde sie noch im gleichen Jahr durch ein amerikanisches Militärgericht zu einer dreijährigen Haftstrafe verurteilt. Nachdem sie diese verbüßt hatte, verbrachte sie wenige Monate in Freiheit, bevor sie 1949 durch ein französisches Militärgericht erneut angeklagt und wegen Kriegsverbrechen und extremer Grausamkeit zum Tod verurteilt wurde. 1953 wurde die Todesstrafe in eine zwanzigjährige Haftstrafe umgewandelt, bevor Pförtsch 1957 entlassen wurde. Mehr als zwanzig Jahre ihres Lebens hatte sie in den unterschiedlichsten Gefängnissen verbracht. Ihre Persönlichkeit war gebrochen durch die Schuld, die sie erlebt und begangen hatte. Im Kontrast dazu steht Oswald Pohl, der seinen Lebensweg unter Mithilfe seines Gefängnis Pfarrers Morgenschweis in der Autobiografie „Credo: Mein Weg zu Gott“ aufgezeichnet hat. Darin beschreibt er den „Moment seiner Bekehrung“ und den „klaren Bruch mit meinem früheren Leben“, den er vollzogen habe (92). Er behauptet, dass die Schuld eine „Läuterung“ für ihn gewesen sei (94) – und spricht dennoch von „Schuld“ stets nur in Anführungszeichen und in Form von rhetorischen Fragen. Es ist schwer erträglich zu lesen, wie ihn sein

Seelsorger, ebenso wie die nachkriegsdeutsche Öffentlichkeit, dabei unterstützte, sein Lügengebäude aufrecht zu erhalten – bis hin zu Konrad Adenauer, der beim Papst intervenierte, um die Todesstrafe von ihm abzuwenden.

Kapitel fünf beschäftigt sich unter der Überschrift „Von ehrenwerten Opfern und einsamen Sündenböcken“ damit, wie sich die Selbstwahrnehmung von NS-Verbrechern in den 1960er Jahren veränderte: Noch immer blieben sie von ihrer Unschuld überzeugt, konnten dabei aber immer weniger auf gesellschaftliche Akzeptanz zählen. Im sechsten Kapitel („Schuld erben“) wird ein 77-seitiger Brief analysiert, den Artur Wilke im Jahr 1966 seinem Sohn anlässlich von dessen 17. Geburtstag schrieb. Wilke war beteiligt an Massenerschießungen von Juden in Minsk (Weißrussland). Der Vater möchte seine Glaubwürdigkeit gegenüber seinem Sohn durch vermeintliche Offenheit erhalten; in der Tat ist in dem langen Text vielfach von „Fehlern“ (und seltener auch von „Sünde“) die Rede. Und doch ist auch dieses Selbstzeugnis sehr unbefriedigend, denn die Auseinandersetzung mit Schuld bleibt gewunden, allgemein und abstrakt – ohne das Leid der Opfer in den Blick zu bekommen.

Das siebte Kapitel behandelt unter dem Titel „Natürlich werde ich an der Seite meines Mannes stehen“ die Rolle der Ehefrauen von angeklagten und verurteilten Nazi-

Verbrechern. Viele von ihnen waren schon vor ihrer Heirat einer minutiösen ideologischen Überprüfung unterzogen worden, und tatsächlich blieben sie auch nach 1945 an der Seite ihrer Männer, ohne ihre Vergehen in Frage zu stellen oder Betroffenheit darüber zu äußern. Auch hierbei spielte die seelsorgerliche Begleitung durch Gefängnispfarrer eine verhängnisvolle Rolle, denn unter Verweis auf die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe ermahnten diese die Frauen, ihrem Mann unter allen Umständen die „Treue“ zu halten.

Im letzten Kapitel „Erinnerung als Last und als Gnade“ wird schließlich der Lebensweg von zwei NS-Tätern nachgezeichnet, die nach dem Krieg beide eine kirchliche Laufbahn einschlugen: Matthias Defregger war Weihbischof der Erzdiözese München und Freising, als 1969 durch eine Reportage des Magazins „Der Spiegel“ öffentlich gemacht wurde, dass er 1944 in dem italienischen Dorf Filetto di Camarda die Erschießung von 17 Gefangenen angeordnet hatte. Auch hier ist es schockierend, wie die kirchliche Obrigkeit (in diesem Fall Kardinal Döpfner) ihn deckte. Defregger leugnete seine Tat nicht, berief sich aber darauf, dass er sie im Sakrament der Beichte bekannt habe und ihm hierfür die Absolution erteilt worden sei. Einen Versuch der Versöhnung mit den Bewohner*innen des Dorfes und den Angehörigen der Opfer hielt er

nicht für erforderlich – so lange, bis er auf Druck der empörten Öffentlichkeit auf einen anderen Posten in seiner Diözese versetzt wurde. Einen anderen Umgang mit der schuldhaften Vergangenheit hat Otto Zakis gewählt, der bereits im Alter von 16 Jahren zur SS gekommen war und in den Konzentrationslagern Buchenwald und Majdanek eingesetzt wurde. Schon während seiner Zeit dort erlebte er Momente des Entsetzens über die verübten Verbrechen und bemühte sich – vergeblich – um seine Versetzung. Nach dem Krieg arbeitete er zwei Jahre lang in einem belgischen Kohlebergwerk und verstand diese Zeit als selbstaufgelegte Buße. Anschließend wurde er evangelischer Pfarrer in Frankreich. 1972 musste er in Düsseldorf im Prozess über die Verbrechen in Majdanek aussagen und beeindruckte dabei durch seine (in solchen Verfahren so selten zu beobachtende) Offenheit und Bereitschaft zur Selbstkritik. Auf die Unterstützung seines ihm gesetzlich zustehenden Verteidigers verzichtete er. Leser*innen, die sich den Zumutungen in von Kellenbachs Buch bis hierhin ausgesetzt haben, möchten hoffen, dass am Ende doch noch ein positives Beispiel zu finden ist. Doch scheint für Zakis sein Schuldbekennnis vor dem Gericht nicht der Anfang, sondern das Ende einer ehrlichen Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit gewesen zu sein. Denn anschließend konstatiert er:

„Bis 1972 beschäftigte mich meine Vergangenheit mächtig. Aber dann wurde ich diese Dinge los, besonders diejenigen, die mich persönlich betroffen hatten, und ich habe mich auch innerlich von diesen Sachen abgewandt und mich auf meinen Beruf konzentriert. [...] Ich bezweifle immer mehr [...], ob wir Menschen verantwortlich sein können für Sachen, die weit in der Vergangenheit liegen – ob sie wirklich – ob diese Dinge bedeutsam bleiben – für mich kam diese Angelegenheit 1972 zu Ende. Ich habe einen Beruf und Familie“ (202). Noch im Jahr 2008, als von Kellenbach für ihre Recherchen ein längeres Telefonat mit Zakis führen konnte, beendete er dieses mit den Worten, er fühle sich nicht schuldig, denn „ich habe niemanden erschossen. Heute sehe ich mich selbst im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1941 bis 1945 als Opfer und nicht als Täter“ (204).

Katharina von Kellenbach legt mit diesem mutigen und wichtigen Buch einen Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit vor – und darüber hinaus zur theologischen Reflexion der für den christlichen Glauben so grundsätzlichen Frage von Schuld und Vergebung. Eindringlich macht sie deutlich, dass Vergebung nicht ohne Reue möglich ist. Eine baldige Übersetzung ins Deutsche – die Sprache im „Land der Täter“ – ist diesem Buch zu wünschen!

Jutta Koslowski

ÖKUMENISCHE EKKLESIOLOGIE

Sven Grosse, Ich glaube an die Eine Kirche. Eine ökumenische Ekklesiologie. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2015. 284 Seiten. Pb. EUR 34,90.

Wer zu einem Buch mit dem (Unter)Titel „Eine ökumenische Ekklesiologie“ greift, ist gespannt: Gibt es so etwas? Der Vf. stellt bereits im Vorwort klar, worum es ihm geht: nicht um eine Ekklesiologie, die von einem Ort jenseits der bestehenden Konfessionen her entwickelt ist, sondern um eine Ekklesiologie aus evangelisch-lutherischer Perspektive in – wie ich es ausdrücken möchte – ökumenischer Absicht. Als Gesprächspartner in diesem Unterfangen sind vornehmlich die römisch-katholische Kirche und – in deutlich geringerem Maße – die Freikirchen im Blick, während mit der reformierten Tradition ein gemeinsamer evangelischer Standort gesucht wird und die orthodoxen Kirchen unberücksichtigt bleiben.

Der Band gliedert sich in drei Hauptteile. Teil I fragt nach dem, was eine Gemeinschaft zur Kirche Jesu Christi macht. Dazu wird zunächst die Ekklesiologie im Ganzen der Dogmatik verortet, bevor die vier traditionellen Prädikate der Kirche eine eingehende Behandlung erfahren. Was den Ursprung der Kirche angeht, wird anerkannt, dass das Pfingstereignis belege, wie